

Redaktion und Verlag:
Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Telefon: 27 Amt Dönhoff 292 bis 297
Telegrammbriefe: Sozialdemokrat Berlin

BERLINER VOLKSBLATT



In Groß-Berlin 10 Pf.
Auswärts..... 10 Pf.
Bezugsbedingungen und Anzeigenpreise
siehe Morgenausgabe

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Solidarität!

Hetze gegen die Freidenkerbewegung

Der Deutsche Freidenker-Verband hatte zu diesem Montag zu einer Protestkundgebung im Sportpalast aufgerufen. Er forderte alle Berliner Genossen auf, die Freidenkerbewegung gegen reaktionäre Verbotsabsichten zu schützen. Partei und Gewerkschaften haben diesen Aufruf unterstützt. Die Ausdehnung des sogenannten Burgfriedens bis zum 2. Januar hat diese Versammlung unmöglich gemacht! Während die Reaktion Verbotsabsichten gegen den Deutschen Freidenker-Verband ausstößt, wird es den Bedrohlichen vermehrt, öffentlich dagegen zu protestieren und Stellung zu nehmen!

Am 27. September 1932 hat der Hauptauschuß des Preussischen Landtages den Beschluß gefaßt, den Deutschen Freidenker-Verband und ähnliche „sozialdemokratische“ Freidenkerorganisationen aufzulösen. Gegen den Antrag stimmten Sozialdemokraten und Kommunisten, das Zentrum enthielt sich der Stimme.

Die Regierung erklärte, daß ein Verbot aus rechtlichen Gründen nicht erfolgen könne, weil der Verband sich im Rahmen des gesetzlich Zulässigen halte. Dagegen meinte ein Deutschnationaler, daß gerade die gemäßigte Propaganda des Verbandes gefährlicher sei als die grobschlächtige der Kommunisten.

Die Razafraktion als Antragstellerin gab vor, daß sie nicht beabsichtige, einen Gewissenszwang auszuüben. Doch sei die Propaganda des Verbandes zersetzend, weil sie marginalistisch sei.

Das war das Niveau der Debatte! So will man einer nach Hunderttausenden zählenden Organisation das Lebenslicht ausblasen.

Großzügig an diesen Attakken gegen die Freidenker ist nur die Heuchelei, mit der sie betrieben wird. Keine antireligiöse Propaganda hat im letzten Jahrzehnt soviel Beschimpfungen gegen die Kirche und gegen religiöse Gebräuche ausgestoßen wie die Nazi-Partei.

Jede Zeitepoche prägt sich ihr eigenes Weltbild. Wir leben nun einmal nicht in einer Zeit, in der die naive vorbehaltlose Frömmigkeit früherer Zeiten wieder geweckt werden kann. Wenn es der Kirche nicht gelingt, durch ihre eigene Propaganda ihren Mitgliederbestand zu erhalten, durch Polizeimaßnahmen wird das bestimmt nicht erreicht!

Man kann einen Menschen nicht zwingen, an Gott zu glauben! Man kann ihn nicht mit der Bibel zufriedenstellen, wenn er sich in Eifer nach wissenschaftlicher Erkenntnis verzehrt. Man kann keine Liebe für die Kirche erwecken, wenn sie selbst durch ihr politisches Verhalten Mißtrauen sät. Nicht nur die freidenkerische Propaganda hat Kirchengaustritte hervorgerufen. Viele haben der Kirche den Rücken gekehrt, weil sie eine unverhüllte Propaganda für die Razaibewegung zuließ. Gerade die letzten Kirchenratswahlen haben bewiesen, wie stark die Kirche zum Tummelplatz parteipolitischer Kämpfe geworden ist.

Nazi, Deutschnationale und evangelische Kirche haben der Freidenkerbewegung den Vernichtungsfeldzug angekündigt. Sie wird sich zur Wehr setzen, und zu ihr stehen die Arbeiterorganisationen und alle Bevölkerungskreise, die sich soviel politische Vernunft erhalten haben, um zu wissen, daß mit dem Polizeiknüppel nicht gegen Weltanschauungen gekämpft werden kann!

Deutscher Freidenkerverband. Infolge Ermächtigung des Burgfriedens bis zum 2. Januar 1933 findet die Protestkundgebung des Deutschen Freidenkerverbandes am Montag, dem 21. November, nicht statt.

Hitler bei Hindenburg

Der Oberbefehlsmächtige Kanzler werden

Um 11.30 Uhr suchte Adolf Hitler den Reichspräsidenten zu der vorgesehene Besprechung über die innerpolitische Lage auf. Vorher hatte der Abgeordnete Göring eine Unterredung mit dem Staatssekretär des Reichspräsidenten Dr. Meißner. Hitler wurde bei seinem Erscheinen vor dem Präsidentenpalais — trotz Demonstrationsoverbots! — mit Heilrufen begrüßt.

Im Zusammenhang mit dem Empfang Hitlers durch den Reichspräsidenten waren in Berlin bereits Gerüchte verbreitet, wonach auf Grund einer Unterredung zwischen dem General v. Schleicher und Hitler dieser bereit sein würde, zugunsten Schleichers auf das Kanzleramt zu verzichten. Diese Gerüchte sind, wie die Telefonate zu berichten weiß, reine Kombinationen. Eine Einigung in der Frage der Neubildung der Regierung ist noch nicht erfolgt und wird auch erst in den folgenden Tagen zu erwarten sein. Kommt eine Einigung Hitlers mit dem Reichspräsidenten zustande, müßte im übrigen erst

noch eine Einigung mit den anderen Parteien erfolgen. Außerdem verlautet aus nationalsozialistischer Quelle, daß Hitler nach wie vor zunächst darauf dringen wird, selbst mit dem Kanzleramt betraut zu werden.

Kurz nach 11 Uhr mittags kamen Hitler, Straßer und Fricke von der Besprechung mit dem Reichspräsidenten. An und gegenüber der Reichskanzlei hatten sich bereits am Vormittag, ebenso wie vor dem feudalen Hotel Kaiserhof, dem standesgemäßen Quartier dieser „Arbeiterführer“ mehrere hundert Neugierige eingefunden. Als die drei Dafs auf der Straße erschienen, ertönten andauernde Begrüßungsrufe, deren geringe Lautstärke aber auf das deutliche bewies, daß nur ein kleiner Teil der Zuschauer sich daran beteiligte. Die kurze Entfernung zum Kaiserhof hinüber legten die „Reiter“ im Auto zurück, wobei von den Risikopfeilern diesmal kein Gebrauch gemacht wurde.

Ueber die Besprechung wird offiziös mitgeteilt, daß sie im ganzen eine Stunde und zehn Minuten gedauert hat und zunächst unter vier Augen zwischen dem Reichspräsidenten und Hitler geführt worden ist. Nach kurzer Zeit wurde Staatssekretär Meißner hinzugezogen, bei dem vorher Goering gewesen war. Fricke und Straßer haben der Besprechung Hitlers mit dem Reichspräsidenten nicht beigewohnt.

Es wird weiter mitgeteilt, daß die gegenseitigen Auffassungen besprochen worden sind und, da die Besprechungen noch nicht abgeschlossen seien, werden sie in der nächsten Woche fortgesetzt werden. Die Betrauung irgendeiner weiteren Persönlichkeit mit der Fortführung der Verhandlungen ist bisher nicht beabsichtigt.

Ein Gruß an Hindenburg

Begleitmusik zu Hitlers Empfang

Heute hat der Reichspräsident Adolf Hitler empfangen. Hitlers Presse hat diesen Empfang sorgfältig vorbereitet. Sie hat die

Tomart gegen den Präsidenten gedämpft, sie hat nicht wie vor dem 13. August die Parole „Alles oder nichts“ verkündet. Mit einer beachtenswerten Ausnahme.

Gestern hat der Vorsitzende der nationalsozialistischen Landtagsfraktion in Preußen Wilhelm Kube im Preussischen Pressedienst der NSDAP einen Artikel veröffentlicht, der wütende Angriffe gegen Hindenburg enthielt und zugleich jeder Zusammenarbeit der NSDAP mit anderen Parteien entgegentritt. In diesem Artikel wird behauptet, Hindenburg, Papen sowie die übrigen adeligen Mitglieder des Reichskabinetts seien vor wenigen Tagen Gäste des Extronprinzen im Cecilienhof (Potsdam) gewesen. Der Extronprinz sei nach dem 9. November „ohne jeden Grund nach Holland“ gegangen. Die Extronprinzessin, die „außerordentlich ehrgeizig“ genannt wird, bemühe sich mit „Geschäftigkeit“, dem Extronprinzen den Weg zu ebnet.

Die NSDAP — so fährt Kube fort — müsse einsam bleiben, sie stehe in einer ähnlichen Situation wie im November 1923. Schließlich heißt es:

„Lieber Moskau als Hitler, das ist nicht nur die Parole der Juden in Deutschland, das ist der Sinn des politischen Kampfes der Herren v. Papen und Dr. Hugenberg, das ist das Ende der Politik jenes Marschalls, der am 9. November 1918 seinen Degen der Regierung Ebert zur Verfügung stellte und der seinem Kaiser den dringenden Rat gab, Armee und Tradition zu verlassen und nach Holland zu gehen.“

Entweder ist Kube mit den Plänen Hitlers nicht einverstanden und will Hitler in die Suppe spucken — oder es wird ein Spiel mit verteilten Rollen gespielt: Hitler verhandelt und politiert, und die Lautsprecher der NSDAP müssen den Tatbestand durch Lärm gegen die Verhandlungspartner überdecken.



13
Okt
1932



„Da ist er wieder —“

Preußen protestiert

Braun wird im Landtag sprechen

Die preussische Staatsregierung stellte in der heutigen Staatsministerial Sitzung einstimmig fest, daß die gestern auf Antrag der Reichsregierung erlassene Verordnung auf Grund des Art. 48 Abs. 2 dem Wortlaut und Geist der Entscheidung des Staatsgerichtshofes nicht entspricht.

Ministerpräsident Braun wird in der ersten Vollsitzung des Landtages am Donnerstag, 24. November, zu der dadurch geschaffenen Sachlage Stellung nehmen.

Endgültiges Wahlergebnis

Ein Zentrumsabgeordneter mehr

Der Reichswahlaußschuß hielt am Sonnabend eine öffentliche Sitzung zur Feststellung des amtlichen Endergebnisses der Reichstagswahl vom 6. November ab. An der Mandatszahl ist infolgedessen noch eine Änderung eingetreten, als das Zentrum noch einen weiteren Sitz zugebilligt erhielt. Die Zentrumsfraktion im neuen Reichstag wird damit 70 Abgeordnete um-

fassen. Die Gesamtzahl der Reichstagsabgeordneten erhöht sich auf 584.

Nach dem endgültigen amtlichen Ergebnis verteilen sich die 584 Reichstagsabgeordneten wie folgt auf die einzelnen Fraktionen: Nationalsozialisten 196, Sozialdemokraten 121, Kommunisten 100, Zentrum 70, Deutschnationale 51, Deutsche Volkspartei 11, Thüringer Landbund 1, Bayerische Volkspartei 20, Wirtschaftspartei 1, Staatspartei 2, Christlichsozialer Volksdienst 5, Deutsch-Hannoveraner 1, Deutsche Bauernpartei 2, Landvolk 1 und Württembergische Bauern und Weingärtner 2.

Alterspräsident des neuen Reichstags wird der nationalsozialistische Abgeordnete General Eihmann.

Der neue U.G.A.-Kongreß

Der neugewählte Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika, der seine Arbeiten am 4. März 1933 aufnimmt, besteht aus 314 Demokraten, 116 Republikanern und fünf Farmer-Arbeitern; der Senat aus 59 Demokraten, 36 Republikanern und 1 Farmer-Arbeiter.

Gehalt auf Stottern

Staatsbeamte müssen warten lernen

München, 19. November.

Nach einer heute veröffentlichten Bekanntmachung des Staatsministeriums der Finanzen werden Dienst- und Versorgungsbezüge der Beamten des Staates für den Monat Dezember zu einem Viertel am 3., zur Hälfte am 16. und mit dem letzten Viertel am 30. ausbezahlt. Die Inhaber von Bank- und Postsparkonten können über die zweite Dezember-rate bereits am 15. Dezember verfügen.

Angelehnt der Kassenlage des Staates müssen leider entgegen den früheren Absichten der Staatsregierung auch im Monat Dezember wie im November und Oktober die Bezüge der Staatsbeamten in drei Teilen ausgezahlt werden. Dabei hat es sich als notwendig erwiesen, die Zahlung einer Hälfte der Dezemberbezüge in die Mitte des Dezembers zu verschieben. Es war nicht möglich, die Zahlung des letzten Viertels der Dezemberbezüge noch auf die Zeit vor Weihnachten zu verlegen. Auch für die Monate Januar und Februar 1933 muß mit der Zahlung in drei Teilen gerechnet werden. Dabei wird sich eine weitere Verschiebung der Zahlungen, ähnlich wie in den Monaten Oktober bis Dezember 1932, nicht vermeiden lassen. Für den Monat März 1933 ist die Zahlung der Dienst- und Versorgungsbezüge in zwei Raten in Aussicht genommen.

Pariser Skandal Nr. 3

Ein Graf betrügt den Staat

Eigener Bericht des „Vormärts“

Paris, 19. November.

Eine neue Skandalaffäre, die dritte in letzter Zeit, ist am Freitag von der Finanzabteilung der Staatsanwaltschaft aufgedeckt worden: ein neuer Steuerbetrug, in der gleichen Weise organisiert, wie bei der Basler Handelsbank. Der Graf de Chabignat zahlte als Pariser Vertreter der Genfer Banque Lombard Odier und Co. die Kupons ausländischer Wertpapiere aus, ohne daß die 18prozentige Steuer einbehalten wurde. Während einer gerichtlichen Hausdurchsuchung bei dem Grafen fragten mehrere Kunden telefonisch an, ob sie ihr Geld abholen könnten. Der Polizist am Telefon forderte sie auf, sofort zu kommen. Fünf Kunden erschienen alsbald und legten dann ein umfassendes Geständnis ab. Der Untersuchungsrichter beschlagnahmte eine Liste von etwa 400 Kunden; der Graf hatte vergeblich versucht, die Liste in einem unbewachten Augenblick verschwinden zu lassen. Er wird wegen Steuerbetrugs angeklagt werden. Zwei Angestellte der Genfer Bank, die vor kurzem nach Paris gekommen sind, um dem Grafen das Geld für die Auszahlung zu überbringen, konnten noch nicht gefunden werden.

Lästiger Hitler-Journalist

Eigener Bericht des „Vormärts“

Paris, 19. November.

Wie der „Populaire“ mitteilt, ist das Gerücht verbreitet, daß die Regierung den Pariser Vertreter des Estere Naziorgans und früheren Korrespondenten des „Völkischen Beobachters“, Dr. Körber, ausweisen wolle, da mehrere seiner Meldungen an hohen Stellen Missfallen erregt hätten. Das Organ der Sozialisten protestiert gegen diese Maßnahme, betont aber ausdrücklich, daß es damit nicht etwa Partei für den Nazi ergreife, sondern nur die Pressefreiheit verteidigen wolle.

Balkan

Schlägerei in der neuen Skupschtina

Belgrad über Budapest, 19. November.

In der Skupschtina kam es nach Angriffen eines oppositionellen Abgeordneten gegen den Generalsekretär der Regierungspartei, Minister ohne Portefeuille Dr. Kramer, zwischen dem Führer der Opposition Dr. Nikitch und dem slowenischen Regierungsbotschafter zu einem Zusammenstoß. Mehrere der Abgeordneten schlugen den Minister, worauf ihm dieser ins Gesicht schlug. Die übrigen Abgeordneten warfen sich zwischen die Streitenden und verhinderten weitere Ausschreitungen. Die Sitzung wurde auf kurze Zeit unterbrochen.

Leprakranke

beim rumänischen Arbeitsminister

Bukarest, 19. November.

In der Wohnung des rumänischen Arbeitsministers Joanitescu erschienen drei Bittsteller. Als sie ihr Anliegen vortrugen, stellte sich heraus, daß sie aus dem Internierungslager der Leprakranken in Ickelstet kamen und selbst zu den Kranken gehörten. Die Deputation beschwerte sich darüber, daß die Kranken infolge Mangels an Medikamenten und Lebensmitteln schweren Leiden ausgesetzt seien. Der Minister hörte die Klagen an und verständigte die Gesundheitsbehörde, die die Deputation in das Internierungslager zurückbrachte. Die Wohnung des Ministers wurde einer gründlichen Desinfektion unterzogen.

Gronau Weltflug

Zum ersten Male gab der Weltflieger Wolfgang von Gronau im Klub der Presse ein umfassendes Bild seiner Weltreise, von der er vor einigen Tagen zurückgekommen ist.

Der Weltflug, der mit einem großen Dornier-Wal unternommen wurde, führte Gronau und seine drei Mitarbeiter zunächst über Grönland nach Nordamerika. Die größte Schwierigkeit unterwegs war, daß das Wasserflugzeug selbstverständlich nicht auf dem Land niedergehen konnte und Gronau deshalb immer eine solche Route wählen mußte, auf der er entweder auf Seen oder auf dem Meere einen passenden Landeplatz fand. Dadurch wurde das große Gebirge der Rocky Mountains in Kanada zu einem schwierigen Hindernis, das aber bei gutem Wetter glücklich überflogen wurde. Ueber Alaska erfolgte dann der Flug weiter nach Japan, China, Indien und immer an der Küste entlang durch den Persischen Golf zu den Küstengebietern Kleinasiens, von wo es nur noch ein kleiner Sprung zu der Heimat in Friedrichshafen war. Die in 3 1/2 Monaten insgesamt zurückgelegte Strecke beträgt 44 300 Kilometer.

Der mit planmäßiger Sorgsamkeit vorbereitete Flug sollte keiner Sensation dienen, sondern vor allem die Nordroute nach Amerika nochmals ausprobieren sowie Klima und Flugverhältnisse untersuchen. In Gronau und seine Mannschaft wurden überall begeistert empfangen und die Bilder, die

Neuer Einheitsfrontschwindel

Ein neuer Aufruf des ZK. der KPD.

„Einheitsfrontappell des ZK. der KPD.“ überschreibt die „Rote Fahne“ einen Aufruf der kommunistischen Parteileitung, der mit den Worten beginnt: „Vereinigt euch zum gemeinsamen Kampfe gegen die faschistische Diktatur.“ „Durch die Massen“, heißt es weiter, „geht der tiefe stürmische Drang nach der Einheit im Kampfe gegen die faschistischen Mächte.“ Die dem Drang wird im weiteren Text Rechnung getragen durch die fortwährende Wiederholung der Worte „Einheitsfront“, „Vereinigung“, „Zusammenschluß“ usw. Nicht bloß Karl Marx, von dem man das ja schon gewöhnt ist, sondern auch August Bebel werden zu Heiligen des ZK. der KPD. erhoben. Sie sind beide tot und können sich nicht dagegen wehren, in eine falsche „Einheitsfront“ miteingereiht zu werden.

All diese Anrufung der Heroen des Sozialismus, all dieses Rühmen der Einigkeit hat nur den einen Zweck, den Kampf innerhalb der Arbeiterklasse verschärft weiterzuführen. Zwischen je zwei Sätze, in denen zur

Einheitsfront gerufen wird, wird eine Schimpfanonade gegen die Sozialdemokratie eingeschaltet, wie z. B. diese:

Was kümmert die SPD-Führer der hungernde Arbeiter, das zusammenbrechende wertmäßige Volk? Sie dienen treu der Bourgeoisie Sie verteidigen das kapitalistische System.

Das ZK. der KPD. weiß natürlich ganz genau, daß man durch die Produktion solcher stumpfsinniger Lügen die Einigung der Arbeiter nicht fördert, sondern im Gegenteil unmöglich macht. Es hält eben die Arbeiter für so dumm, daß sie gar nicht bemerken sollen, welcher schamlose Rißbrauch mit ihrer Sehnsucht nach der proletarischen Einigkeit getrieben wird. Das ZK. der KPD. widerlegt seine Lügen selbst, indem es den immer schärferen Kurs der Reaktion und den drohenden Raub der letzten sozialen Errungenschaften in den düstersten Farben schildert.

Solange die Sozialdemokratie einen gewissen politischen Einfluß im Staate behaupten konnte, war es in Deutschland für die Arbeiterklasse

lange nicht so schlecht bestellt, wie es jetzt der Fall ist.

Diese unbestreitbare Tatsache spricht sehr stark dafür, daß die damalige Politik der Sozialdemokratie richtig war. Jetzt steht die Sozialdemokratie mit dem herrschenden reaktionären System — das seinen Sieg nicht zuletzt der kommunistischen Politik verdankt — in einem Kampfe auf Leben und Tod. Wenn das ZK. der KPD. während dieses Kampfes durch Erfindung sinnloser Lügen zu neuen Kämpfen innerhalb der Arbeiterschaft hegt, so legt es damit nur sein langjähriges Werk fort, das darin besteht, jedes gemeinsame Handeln der ganzen proletarischen Masse zu vereiteln und damit den Sieg der Reaktion zu erleichtern.

Sie sagen Einigkeit und meinen Spaltung! Sie sagen Zusammenschluß und meinen Zerstückelung! Kommunistische Arbeiter, denen es ernst um die Einigkeit ist, gewöhnt euren Führern erst einmal das Lügen ab!

Amnestie für Spitzbuben

15000 Mark unterschlagen, aber nicht strafverfolgt

Braunschweig, 19. November.

Der SA-Führer Bunge hat als Angestellter einer Landkrankenasse 15000 Mark unterschlagen. Die Beiträge der Mitglieder mußten, um diesen Verlust auszugleichen, von 4% auf 7 Proz. erhöht werden.

Der Vorstand der Krankenkasse stellte gegen Bunge Strafantrag. Das Verfahren gegen den Spitzbuben ist jetzt jedoch auf Grund des braunschweigischen Amnestiegesetzes eingestellt worden, weil Bunge das Geld angeblich für politische Zwecke verbraucht hat. Der Betrüger behauptet nämlich, das gestohlene Geld zum Kauf von SA-Uniformen für die SA-Schule in Krefeld verwendet zu haben. Die Staatsanwaltschaft legte inzwischen gegen den Einstellungsbeschluss Beschwerde ein. Das braunschweigische Oberlandesgericht wies die Beschwerde der Staatsanwaltschaft jedoch zurück, so daß Bunge außer Verfolgung bleibt. Das braunschweigische Amnestiegesetz ist so ungeheuerlich einseitig, daß Reichsbannerleute die mit einer Hundepelle in der Hand gefaßt worden sind, nicht amnestiert werden, während SA-Spitzbuben frei ausgehen.

Regierungsrat Hitler

Der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Tzielenmann hatte kürzlich an das braunschweigische Staatsministerium folgende kleine Anfrage gerichtet:

„Seit dem 25. Februar 1932 ist der Parteiführer Adolf Hitler aus München braunschweigischer Staatsbeamter. Als seine Einstellung in den braunschweigischen Staatsdienst und seine Ueberweisung an die braunschweigische Gesandtschaft in Berlin beschlossen wurde, betonte das Staatsministerium, daß Regierungsrat Hitler besonders für die braunschweigische Wirtschaft tätig sein solle. Ich frage das Staatsministerium, welche Aufträge hat Regierungsrat Hitler bisher der braunschweigischen Wirtschaft zuführen können und welche Arbeiten hat er bisher überhaupt für den Staat Braunschweig geleistet?“

Finanzminister Kuchenthal hat darauf folgende Antwort gegeben: „Der Regierungsrat Hitler hat dem Herrn braunschweigischen Minister des Innern (Klagges) nach dessen Mitteilung als Sonderberater in wirtschaftlichen Fragen, insbesondere in der Frage der Erhaltung des Untertageerzbergbaus, wertvolle Dienste geleistet.“

Der Untertageerzbergbau ist lediglich erhalten geblieben, weil Preußen und die Preußung sich für seine Erhaltung einsetzten und Zuschüsse gewährten. Der Staat Braunschweig hatte Zuschüsse abgelehnt. Klagges machte lediglich einen Vorschlag, ausländisches eingeführtes Erz durch deutsches Erz zu mischen. Ueber diesen Vermischungsroman lachten alle Fachleute. Biletschik stammt dieser Vorschlag von dem Regierungsrat Adolf Hitler.

zum ersten Male in der Öffentlichkeit vorgeführt wurden, zeigten das große Interesse, dem das deutsche Flugzeug sowohl in den großen Städten Amerikas, in den Urmärdern von Kanada wie auch auf den japanischen Inseln begegnete.

Die Stadtrandfiedlungen

Die Berliner Stadtverordneten beschloßen gestern die Fortsetzung der Erwerbslosen-Stadtrandfiedlung mit weiteren 800 Stellen. Es handelt sich dabei um die Fiedlungen, in denen Erwerbslosen gegen eine ganz geringe Zinszahlung, die als Miete nicht einmal anzusehen ist, einfache Doppelhäuschen zur Verfügung gestellt werden, und bei denen sie durch Bewirtschaftung kleiner Gärten zusätzliche Lebensmittel erhalten können. Das erforderliche Gelände in Größe von 293 Morgen hat die Stadt in Marienfelde, in Brig-Südow, in Biesdorf und in Buch zur Verfügung gestellt. Mit der Erbauung dieser 800 Wohnungen wird die Stadtrandfiedlung auf 2000 Stellen angewachsen sein. Die meisten von ihnen sind bereits bewohnt.

Erban in Bodenbach

Aufgetaucht und wieder verschwunden

Bodenbach a. d. E., 19. November.

Wie erst jetzt bekannt wird, hielt sich der von Berlin städtisch verfolgte Caféier Erban in der verfloßenen Woche in der Tschadowswinkel, und zwar in Bodenbach, seiner Vaterstadt, auf. Er spielte an demselben Tage, an dem die Frühblätter von Berlin die Nachricht über den Stedbrief gegen ihn brachten, in seinem Stammcafé „Wien“, 15 Schritte vom Bahnhof entfernt, Billard, da er leidenschaftlicher Billardspieler und ebenso leidenschaftlicher Sportler ist. In seiner Begleitung befand sich seine Geliebte, die sog. „Schwarze Kelli“, ein zuffiger Mädchen. Noch in

derselben Nacht wurde das Polizeiamt angerufen und ihm Mitteilung gemacht, daß Erban sich in dem Café aufhalte; doch war es bereits zu spät. Der flüchtling hatte offenbar das im Café aufliegende Berliner Blatt gelesen, war sofort mit dem Mädchen verduftet und konnte nicht mehr aufgefunden werden. Erban stammt aus kleinsten Verhältnissen in Bodenbach. Seine Mutter, eine ehrenwerte Frau, betreibt auch heute noch ein kleines Geschäft. Schulkollegen schildern den Berliner Al Capone als unerhörten Lustmahl in der Schule, der in seinen Zeugnissen böse Notizen im Betragen heimbrachte. In der Kriegszeit wurde er Schieber, in der Inflation aber erzielte er auf eine gefährliche dunkle Art ein Riesenermögen, das ihn zum Ankauf großer Objekte verhalf. In Bodenbach war und ist er noch heute angesehen; wer ihn kannte, fuhr zu ihm nach Berlin, wurde wie ein Fürst ausgenommen und konnte von ihm Unterstufungen in jeder Höhe haben. Alles heugte sich vor der scheinbaren Größe des Mannes, die Heimat staunte ihn an, und man bewunderte sein Glück. Natürlich ist der Fall für die Grenzstadt Bodenbach eine Sensation.

Die neue Wannseebahn

Neue Bahnhofsnamen

Die Reichsbahndirektion Berlin teilt mit, daß im Zusammenhang mit der Elektrifizierung der Wannseebahn einige Bahnhofsnamen geändert werden. Vom 1. Dezember d. J. an wird der Ringbahnhof Schöneberg den Namen „Kolonnenstraße“ erhalten. Den zunächst wegfallenden Namen „Schöneberg“ erhält nach Einrichtung des Umsteigeverkehrs nach und von der Wannseebahn der jetzige Sühningbahnhof Ebersstraße. Der Umsteigeverkehr wird voraussichtlich am 1. Februar 1933 eröffnet werden. Der an der Wannseebahn zwischen Friedenau und Steglitz an der Kreuzung mit der bisherigen Feldstraße im Bau befindliche Haltepunkt erhält die Bezeichnung Feuerbachstraße. Für den neuen Haltepunkt am Sühning zwischen dem Bahnhof Ebersstraße und Wilmerdori-Friedenau ist der Name „Jansbrucker Platz“ vorgesehen.

Wetter am Totensonntag

Befürchtete Eintrübung

In den letzten Tagen ist unser Gebiet durch ein ausgedehntes Hochdruckgebiet, das sich von den Karpaten über Polen bis nach Finnland erstreckt, sehr günstig beeinflusst worden. Nach den beim Amtlichen Wetterdienst vorliegenden Meldungen ist leider damit zu rechnen, daß schon am morgigen Totensonntag eine erneute Eintrübung einsehen wird. Westlich Frankreichs hat sich nämlich ein Tiefdruckgebiet herangebildet, das Neugung zeigt, nach Mitteleuropa abzumandern. Es ist anzunehmen, daß der Hochdruckeinfluß langsam abnehmen und Bewölkung aufkommen wird. Die Prognose für morgen lautet: Wahrscheinlich Bewölkungszunahme, wolfig bis bedeckt, schwache Luftbewegung, im ganzen etwas milder, keine Niederschläge.

Im ganzen Reich herrschte in der letzten Nacht mit Ausnahme Berlins, wo das Thermometer auf null Grad zeigte, Frost. Aus Ostpreußen werden Temperaturen von 8 bis 9 Grad Kälte gemeldet. Hannover hatte 5, Frankfurt am Main 3, Karlsruhe 4, München 3 und Königsberg 7 Grad Kälte. In den Mittagsstunden fiel die Quecksilbersäule in Berlin auf annähernd 8 Grad Wärme, ähnlich oder etwas höher dürften die Temperaturen morgen liegen.

Bomben in London

Geheimnisvolle Anschläge

London, 19. November.

Durch eine Explosion wurde in Kingston bei London eine öffentliche Fernsprechanlage vollständig zerstört. Offiziell war eine Bombe gelegt worden. Einige Stunden vorher war durch eine Bombenexplosion ein Haus in dem Londoner Stadtteil Schermer beschađigt worden. Ob ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Anschlägen besteht, ist noch unbekannt.

Omnibus abgebaut

Linie 10 eingestellt

Wie die Berliner Verkehrs-Gesellschaft mitteilt, wird die Omnibuslinie A 10, die vom Steintiner Bahnhof zum Bahnhof Hohenzollern-damm gefahren wurde, vom kommenden Montag an eingestellt. Die Linie verkehrt am Sonntag zum letztenmal.

Die VSB. verteidigt diesen Abbau mit der Tatsache, daß die Linie seit mehreren Jahren einen dauernd steigenden Zuschuß erforderte. Dieser Zuschuß betrug im Jahre 1930 28 000 Mark, er stieg 1931 auf 94 000 Mark und hat sich im laufenden Betriebsjahr auf 180 000 Mark erhöht. Man glaubte diesen Zuschuß im Interesse der Wirtschaftlichkeit des Unternehmens nicht weiter rechtfertigen zu können, zumal die Straßenbahnlinien 19, 44, 56 und 57 den Verkehr in der gleichen Richtung Hohenzollern-damm—Steintiner Bahnhof aufnehmen können. Der Abbau der Linie wird trotzdem für die „Stammgäste“ starke Unannehmlichkeiten mit sich bringen und die Einstellung würde allein mit dem Hinweis auf den Zuschuß nicht zu verteidigen sein, wenn die Linie einen Nutzenbezug mit der Innenstadt verbinden würde. Denn die von der Sozialdemokratie geschaffene Vereinheitlichung des Verkehrs brachte die Möglichkeit, auch die Bezirke mit guten Verkehrsmöglichkeiten zu versehen, die früher nur schlecht und teuer bedient werden konnten.

Auch in Pommern, in der Stadt Stargard (Storogard) ereignete sich blutige Zusammenstöße zwischen Arbeitlosen und der Polizei, wobei 16 Personen verletzt wurden. 46 Arbeitlose sind verhaftet worden.

„Die blonde Venus“

Die Dietrich im Mozart-Saal

Ueber diesen Film ist schon lange herumgewispert worden. Es wäre über ihn in Hollywood beinahe zum Bruch zwischen der Paramount und dem Regisseur Sternberg gekommen. Der Erfolg soll mehr in Amerika noch in England den früheren Siegeszügen der Marlene Dietrich entsprochen haben. Wenn man bloß auf Text und Inhalt hinschaut, könnte man mit einem einzigen Wort den ganzen Film erledigen: sentimentales Nüchtern. Aber Josef von Sternberg müßte nicht der außerordentliche Regisseur und Marlene Dietrich nicht die qualitativste Künstlerin sein, wenn der Film nicht doch mancherlei Erwartungen befriedigen würde.

Die Handlung ist nach dem Warenhaus-Prinzip aufgebaut, sie will ungefähr alle Möglichkeiten erschöpfen, die dem amerikanischen Film zugänglich sind. Ein Vorpiel im Schwarzweiß zeigt habende Schauspielerinnen, ein amerikanischer Student erliegt sich eine davon zur Frau. Wir finden ihn wieder in New York als Erfinder, der mit gefährlichen Strahlen arbeitet. Sein Leben kann nur gerettet werden, wenn er eine Kur bei einem deutschen Spezialisten durchmacht. So kehrt seine Frau zur Bühne zurück, um das Geld dafür zu schaffen. Damit beginnt die Reihe der Verwundungen, die Marlene Dietrich von der treubeforgten Hausmutter über den Bühnenstar bis zur Bettlerin und Dirne durchmachen muß. Denn der geheilte Mann verstoßt sie, da sie sich Geld von einem anderen, einem Millionär genommen, um ihn zu retten und jagt ihr das Kind ab. Aber dieses Kind, dem sie deutsche Pieder vorsting, bringt die getrennten Eltern wieder zusammen. Glanz und Glend waren nur Schuppen auf dem Wege zurück zur wahren Ehe.

Marlene Dietrich zeigt in der Fülle der Geistes neue Charakterzüge. Ihre großen Varietenummern kennen wir schon; hier ist sie unvergleichlich. Aber als Mutter war sie uns neu. Den Abstieg in das Glend der Bagabundin zeigt sie mit großer Kühnheit. In drei Sprachen singt sie ihre Chansons.

Neben ihrer Starrolle verschwinden ihre Partner. Nur das Kind behauptet sich. Sternberg hat diesen verlogenen Pyramidal-Kisch raffiniert auf Eis geföhrt serviert. D.

Hauptmanns Erfolg in Zahlen

Aus Anlaß des 70. Geburtstages von Gerhart Hauptmann ist zum ersten Male der Versuch gemacht worden, die Wirkung seines literarischen Schaffens durch eine Statistik der Auflagen seiner Werke zahlenmäßig zu erfassen. Beim Dramatiker ist ja die Ziffer der Aufführungen noch wesentlicher, aber leider lassen sich darüber bei Hauptmanns Dramen keine genauen Angaben machen. Einer Zusammenstellung der Auflagenziffer im Buchhändler-Börsenblatt läßt sich entnehmen, daß die Dichtungen Hauptmanns, 46 an der Zahl, davon 31 Dramen und 15 Romane und Novellen, in rund 1 650 000 Stück gedruckt und in 21 Sprachen überföhrt worden sind. Den stärksten Erfolg auf dem Büchermarkt haben die „Weber“ gehabt, die die höchste Auflagenziffer Hauptmanns mit 224 000 Stück erreichten; an zweiter Stelle steht die „Verfälschte Glode“ mit 165 000; es folgt „Hanneles Himmelfahrt“ mit 91 000 Stück, der „Biberpelz“ mit 53 000, „Fuhrmann Henschel“ mit 52 000, „Einsame Menschen“ mit 50 000 Stück; „Beland“ und „Spuk“ sind bei 3000 stehen geblieben.

In ganzen erreichten Hauptmanns 31 Dramen eine Auflagenhöhe von 1 044 000 Exemplaren. Die 16 erzählenden Schriften des Dichters haben eine Gesamtauflage von 605 000 Exemplaren zu verzeichnen, von denen zwei die Hunderttausend-Grenze überschritten haben: „Der Keger von Soana“ mit 152 000 Stück und „Die Insel der großen Mutter“ mit 105 000. An nächster Stelle stehen „Emanuel Quint“ mit 83 000, „Atlantis“ mit 53 000, „Bahnwärter Thiel“ mit 50 000 Stück. In dieser Statistik sind nicht die Gesamtausgaben verzeichnet, die erst in sechs, später in acht Bänden, dann als zweifelhändige Ausgabe der „Gesammelten Werke“ erschienen, während zuseht „Das dramatische Werk“ in zwei und drei Bänden herausgebracht wurde.

80 Jahre Römisch-Germanisches Zentralmuseum. Als Schwesterinstitut zu dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, das die Kunst- und Kulturgeschichte Deutschlands im Mittelalter und der Neuzeit vorführt, ist gleichzeitig mit diesem im Jahre 1852, also vor 80 Jahren, das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz gegründet worden. Das Museum hat die Aufgabe, die Denkmäler der deutschen Urgeschichte bis zur Zeit Karls des Großen und die der auswärtigen Kulturen, insbesondere der römischen, die mit dem Vordringen der Kultur auf deutschem Boden in Zusammenhang stehen, in Originalen und Repliken zu einer Studien- und Lehrsammlung zu vereinigen und der Wissenschaft wie der Volksbildung nutzbar zu machen.

Zum Vorstehenden des Deutschen Werkbundes wurde Professor Ernst Jäsch und zum stellvertretenden Vorstehenden Professor Hans Paetsch gewählt. Außerdem wurde beauftragt, die Erziehung des bisherigen Vorstehenden Peter Bruckmann durch seine Zuzahl zum engeren Vorstand auch weiterhin nutzbar zu machen.

Die Schilke Oper wird in diesem Jahr begonnen. Eine von deutschen Spielern durch den „Bildhauer“ und „Die beiden Schönen“ erweitert.

Die Kamera zeigt „Lassen die Insel der 5 Welt-Kontinente“, die nur einmal in der Weltführung ist, außerdem über die Chaplin, einen lustigen Trickfilm und die Dichtungs-Studie Nr. 8.

Herrenturs gegen die Arbeitslosen

Leichte Besserungszeichen — Amtliche Statistik macht in Optimismus

Niemals darf vergessen werden, und immer ist daran zu erinnern, daß das Herrentabell gegen die Arbeitslosen regiert hat. Herrn von Papen und seinen Kollegen wurde das möglich, weil die Nationalsozialisten ihren breiten Buckel hinhielten; auf diesem sind die Barone zur Macht gekommen. Genau 170 Tage galt in Deutschland der Herrenterurs gegen die Arbeitslosen und für das Privatkapital. Wird jetzt endlich ein Ministerium gegen die Arbeitslosigkeit gebildet werden? Stehen wir wirklich an einer Konjunkturwende, wie uns die amtlichen Ziffern zur Arbeitsmarktlage glauben machen wollen?

Richtig ist, daß bei den Arbeitsämtern seit dem Juli dieses Jahres die Zahl der gemeldeten Arbeitslosen ständig sinkt, obwohl sie normalerweise im Spätsommer immer steigt. Die jetzt befehligte Reichsregierung hat gemeint, es handle sich nicht um eine „widernatürliche“ Arbeitslosenkurve, sondern um den Erfolg ihrer Ankerbelangspolitik. Schon eine erste Überprüfung ergibt, daß der Papen-Plan auf die Ziffern der Arbeitslosigkeit bisher keinen bemerkbaren Einfluß ausgeübt haben kann. Die

Verringerung der Arbeitslosenziffer

wurde im Juli erstmals sichtbar. Der Papen-Plan ist aber überhaupt erst in der zweiten Augusthälfte (Rede des verstorbenen Reichsministers in Münster) verkündet worden und im September durch Notverordnung in Kraft getreten. Die ersten Steuergutscheine wurden im Oktober ausgegeben. Die Arbeiterkopprämien für Einstellungen sind bisher in keinem nennenswerten Umfang in Anspruch genommen worden. Ueberdies ist auch von der Ermächtigung zur Senkung des Lohnes wenig Gebrauch gemacht worden, weil die Gewerkschaften mit Erfolg den heftigsten Widerstand geleistet haben.

Selbstverständlich dürfen diese Feststellungen nicht dahin verstanden werden, daß der Papen-Plan überhaupt keinen Einfluß ausgeübt hat. Eine psychologische Wirkung ist unbestritten: Die Unternehmer und in weiterem Sinne das Privatkapital überhaupt sind seither wieder optimistischer geworden. Sie haben ihre Felerabendstimmung ausgegeben.

Der Einfluß der Regierung auf die Arbeitsmarktsituation ist statt dessen sehr deutlich sichtbar. Im August 1932 wurden neue Grundfälle für die Zählung der Wohlfahrtsverwerbslosen angeordnet. Diejenigen, die über 60 Jahre alt geworden sind, werden nicht mehr als Arbeitssuchende gezählt; wer nicht unter dauernder Kontrolle des Arbeitsamtes steht, ist ebenfalls „verschwinden“, wer geringfügige Unterstü-

erhält oder noch irgendein kleinstes Einkommen hat oder dessen Angehörige noch etwas verdienen, wird ebenfalls statistisch nicht mehr erfasst. Wer in den fünfzig vergangenen drei Jahren nicht mindestens dreizehn Wochen gearbeitet hat, ist ebenfalls auf der Statistik hinausgeworfen worden. Wir haben heute nicht nur, wie so oft geklagt wird, verdeckte Arbeit — Schwarzarbeit —, sondern auch verdeckte Arbeitslosigkeit, also unsichtbare Arbeitslose.

Weber der Papen-Plan, noch die amtlichen Ziffern zur Arbeitsmarktlage geben einen Schlüssel zur Beurteilung der derzeitigen Wirtschaftslage in Deutschland. Aber festgestellt kann werden, daß wir wieder einmal einen

Anlauf zur wirtschaftlichen Erholung in Deutschland

haben. Der erste Anlauf dieser Art im Jahre 1930 wurde durch die damalige Wirtschaftspolit zerstört, die durch den Wahlsieg der Nationalsozialisten am 14. September ausgelöst worden war. Ein zweiter Anlauf zur Erholung im Frühsommer 1931 wurde durch die im Juli jenes Jahres zusammenbrechenden deutschen Großbanken erschlagen. Jetzt sind wieder einmal etwas freundlichere wirtschaftliche Tendenzen festzustellen.

Die Steinkohlenproduktion steigt (hier spielen selbstverständlich zeitliche Einflüsse sehr stark mit). Die arbeitstägliche Wagenstellung der Reichsbahn wächst (hier handelt es sich wesentlich um Saisoninflüsse).

Die Kreditfähigkeit wächst, denn die Zahl der arbeitstäglichen Wechselproteste sinkt, ebenso die Zahl der Vergleichsverfahren und der eröffneten Konturse. Hier aber können die Zahlen auch daraus mit erklärt werden, daß der Geschäftsumfang selbst ständig geschrumpft ist. Der Gold- und Devisenbestand der Reichsbank einschließlich der Rediskontkredite bei ausländischen Notenbanken ist langsam im Steigen. Das gleiche gilt für die Notendankkredite. Der Geldumlauf hat wieder zu wachsen begonnen. Die Zinssätze sind dauernd gesunken. Der Reichsbankdiskont stand im Vorjahre auf 8 Proz., jetzt steht er bei 4 Proz. Die Banken verlangten im Vorjahre 12 Proz. Debetzinsen, jetzt 7 Proz. Auf dem Effektenmarkt ist eine ständige Steigerung erkennbar. Das gilt sowohl für die festverzinslichen Werte wie für die Aktien. Die Warenpreise des Großhandels sind nicht mehr weiter gesunken. Die Weltmarktpreise für Rohstoffe haben sich ebenfalls etwas mehr stabilisiert. Die industriellen Rohstoffpreise steigen langsam.

Die Tatsache dieser Tendenzen ist nicht zu bestreiten. Es handelt sich aber noch um keinen

Strom und noch nicht einmal um einen Bach, sondern um ein Birschel. Damit ist

Der Arbeitsmarkt noch nicht befruchtet

Allein die Auffassung der Kurzarbeit und ihre Umwandlung in Vollarbeit verlangt ganz andere eindeutige Tendenzen als bisher festgestellt werden konnten. Wir brauchen ein Kabinett für Arbeitsbeschaffung, eine Regierung nicht gegen, sondern für die Arbeitslosen! Die geschichtliche Schande des Kabinetts von Papen wird immer bleiben, daß seine Attaden gegen die Verfassung zu einer Zeit politischen Streik entfesselt, als alle Kräfte einheitlich für Arbeitsbeschaffung und für die Arbeitslosen hätten eingesetzt werden müssen. Ueber den Plänen zu einer reaktionären Verfassungsreform hatte man vergessen oder vielleicht sogar vergessen machen wollen, daß die Beschaffung von Arbeit für die Hungernden viel wichtiger ist.

Die Sozialdemokratie wird zu prüfen haben, ob das neue Kabinett ebenfalls wieder nur zur Freude des egoistischen Privatkapitals regiert. In Deutschland wird sich keine Regierung zu halten vermögen, die sich nicht zuerst um die Arbeitslosen und um Arbeitsbeschaffung kümmert. Kurt Heinig.

Arbeitsmarkt besser

Die Statistik des ADGB.

Die Statistik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes über die Arbeitslosigkeit unter seinen Mitgliedern, die erstmalig Ende September eine wenn auch ganz leichte Besserung der Arbeitsmarktlage zu erkennen gab, zeigt für Ende Oktober ein weiteres Zurückgehen der Zahl der Arbeitslosen. Insgesamt ging die Arbeitslosigkeit von Ende August, wo sie 44,5 Proz. betrug, bis Ende September auf 44,1 Proz. zurück, um Ende Oktober auf 43,4 Proz. zu sinken. Die Zahl der Kurzarbeiter ist gleich geblieben, hauptsächlich, weil in der Saisongruppe die Kurzarbeit endlich in größerem Umfang eingesetzt hat, während bisher nur Entlassungen vorgenommen wurden.

Besonders stark ist der Rückgang der Arbeitslosigkeit in der sogenannten Konjunkturgruppe. Hier beträgt der Prozentsatz der Arbeitslosen 36,4 gegenüber 37,6 Ende September und 38,1 Ende August. Auch der Prozentsatz der Kurzarbeiter ging von 26,9 Ende Juli auf 26,3 Ende September und 26,1 Ende Oktober zurück. Die Besserung in der Beschäftigungslage ist noch ungleichmäßig. In der Saisongruppe ist sie, der Jahreszeit entsprechend, besonders ungünstig.

Chor- und Solistenkonzerte

BuBtagmusik

Im Mittelpunkt des musikalischen Geschehens der Woche standen BuBtagskonzerte, wie die Wiedergabe der Bach'schen H-Moll-Messe etwa durch die Singakademie unter Georg Schumann, ihrem Direktor. Eine Wiedergabe, der auch so ausgezeichnete Solisten wie Lotte Leonard und Emmy Leisner zu keiner lebendigeren Gestalt verhelfen konnten: die herrliche Musik lag unter einer dicken Staubschicht von überaltertem Herkommen und mißverständlicher Würde hoffnungslos vergraben, sie erstikte gleichsam an feierlicher, aber falscher Tradition.

In der Marienkirche begann Hermann Dienert an sich interessanten Jullus „Bach als Geiger“ (das Violinispiel im Zeitalter des Barock, zweiter Teil) mit einer Solosonate Bachs, der eins der Brandenburgischen Konzerte, von Dieners Kammerorchester gespielt, vorangegangen war. So stoll der kultische Rahmen im ersten Augenblick auch scheinen mag (ist es wirklich sinnvoll, subtile Kammermusik in hallenden Kirchenräume zu verlegen?) — der Sologeige ist es aus akustischen Gründen nicht günstig. Schließlich ist der Klang wichtiger als die Stimmung, das Werk wichtiger als der Rahmen: ist es sinnlos, Sologeige in einem Raum zu spielen, den sie nicht ausfüllt und beherrscht.

Auch das von Emil Thilo geleitete Konzert des Männerchors „Solidarität 1893“ präsentierte ein durchaus traditionelles Programm. Der gut geschulte Chor, der sich auch ganz anderen Aufgaben gegenüber leistungsfähig erweisen würde, sang im allgemeinen das, was man mit typischer Männerchorliteratur nicht gerade entzückt zu bezeichnen pflegt. Dabei die Uraufführung zweier Chöre Thilos selbst nicht viel Abwechslung brachte: weder „Befreiung“ für Altolo, Chor und Klavier nach Worten des Komponisten, noch „Heimweh“, dem der Text des wunderbaren Brahms-Liedes zugrunde liegt, erheben sich über das herkömmliche Niveau durchschnittlich sauberer Arbeit und traditionellen Sanges. Die ausgezeichneten Solisten des Abends waren Sara Wittenberg (Klavier) und die Klavistin Paula Lindberg.

Ebenfalls ein Wohltätigkeitskonzert — zugunsten der Winterhilfe — absolvierten die allen Schallplattenfreunden rühmlichst bekannten Co-

median Harmonists, die einige Volkslieder, vor allem aber Schlager auf ihre amüsante und effektvolle Weise zu Gehör brachten und damit ein ungeheures und begeistertes Publikum (ausverkauftes Philharmoniel) aufs beste unterhielten.

Der Reo-Beckstein-Flügel, das von Kernst konstruierte mit elektrischer Verstärkung arbeitende Klavier, war von Grete Tramer gespielt, zum erstenmal im Konzertsaal zu hören. So wichtig die Erfindung, so notwendig der technische Weg sein mag, der hier beschritten wird — so möglich, so enttäuschend ist vorläufig der ästhetische Gewinn. Selbst Debussy, Prokofeff, Tsch (die ich allein hören konnte) klingen trotz einzelner interessanter Kontraste und schöner Farbschattierungen ermüdend gleichförmig, das Fehlen der Anschlagsnuancen, der reichen Tonmodulation bringt auch diese Musik sogar um — wobei freilich nicht vergessen werden soll, daß es sich hier um im Grunde unzulässige Transpositionen handelt, daß sich der Wert des neuen Instruments erst an Musik erweisen wird, für die es geschrieben ist.

Vorläufig aber kehren wir reumütig zum alten Beckstein zurück; und das besonders gern, wenn Rudolf Sertin es ist, der ihm Klang und Leben entlockt. Diesmal spielte er Beethovens opus 120, die 33 herrlichen Variationen über einen miserablen Walzer von Diabelli — spielt sie übertrieben einfach, trocken fast, mit äußerster Schlichtheit; mit unmaßgeblicher spiritueller Leichtigkeit aber, mit schönem Sinn für Linie, Form, Kontur, Kontrast und plastischer Phantasie. Arnold Walter.

„Waldfrieden“

Ludwig Thoma vor dem Mikrophon

Mit wie einfachen Mitteln — echte Kunst ist immer einfach — sich eine gute Rundfunkaufnahme zustande bringen läßt, bewies die Schülere-Gruppe, die mit Ludwig Thoma Aufnahme „Waldfrieden“ vor dem Berliner Mikrophon gestiftete. Es gab keine besondere Aufmachung, keine musikalische Untermalung, keine Geräusch-

hülle; aber es gab echte Kunst und echtes Können.

Trotz seines schwankhaften Schlusses ist der kleine Einakter eigentlich gar kein Lustspiel. Nur ein Weiser wie Ludwig Thoma konnte es so nennen, der hinter aller Komik der Welt die Tragik — oder hinter aller Tragik die Komik erkannte. Ludwig Thoma Lebensansicht war Schmerzvoll wie die aller großen Humoristen; der „Waldfrieden“, den er ironisiert, ist die Friedlosigkeit des Menschen, der seiner inneren Einsamkeit entfliehen will, und der nur in immer neue, größere Einsamkeit stürzt. Wie schön, wie erfüllt war diese Dialoggestaltung in der Schülere-Aufführung; jedes Wort und jede Wortpause hatten den richtigen Akzent. Das Gespräch malte die beiden Männer so körperhaft, wie keine Bühnendarstellung es besser kann; es durchleuchtete sie viel klarer, als dies inmitten einer bunten Theaterfernerie geschehen könnte.

Die Aufführung bewies übrigens, daß es durchaus möglich ist, Dialektmerkmale so vor dem Mikrophon zu sprechen, daß auch der in dieser Rundart Unheimliche ihnen ohne Anstrengung folgen kann; es scheint dazu nur eins nötig zu sein: Verzicht auf alle Virtuosenmädchen, Verzicht auf die Betätigung aller, keinen Regisseur und Sprecherfertigkeiten; sofern Kunst und Können sonst vorhanden sind. —Lz.

Berliner Uraufführung in Leipzig. Die Berliner E. J. Kufrikt-Produktion bereite die Kleist-Preissträger Horvath neues Stück „Kasimir und Karoline“ mit erstklassiger Besetzung vor, verlegte aber die ersten drei Aufführungen in die Provinz, in das Leipziger Schauspielhaus, um die Wirkung der Uraufführung von den allzu sehr das künftige Schicksal entscheidenden hauptstädtischen Zufällen unabhängig zu machen. Ein Gedanke, der der Provinz nur angenehm sein kann. Glück muß der Autor freilich auch in Leipzig haben — und er hatte es.

Hauptmann beim Reichspräsidenten. Der Reichspräsident empfing heute Gerhart Hauptmann, der seinen Dank für die ihm anläßlich seines 70. Geburtstages erwiesenen Ehrungen aussprach. — Am Freitag war Hauptmann Gegenstand einer Feier in der Akademie der Künste.

Die Schöneberger Arbeiterkaffe veranstalteten am Donnerstag, 7. Okt., im Bürgeraal des Rauten-Kaufhaus Schöneberg eine gemeinsame Konzert, unter Mitwirkung von Herrn Arnold (Chor) von der Staatsoper. Es kamen Chöre von Rentdol, Stadte, Jeger, Scherchen, Wismann, Tiedes zum Vortrag.

Die Geliebte eines Kindes

Erzählung und Zeichnungen von Alfred Kubin

Meine erste, zarteste und rätselhafteste Liebe galt einer Toten. In dem anheimelnden, erz-fatholischen Bergsmarke — heute ist's ein un-gemütlich mondäner Kurort —, wo sich meine Kindheit, bei meiner ruhelosen Beweglichkeit darf ich wohl sagen „austobte“, geschah es, daß die jüngste Tochter eines angesehenen Kaufmanns und Gemeinderats unerwartet nach kurzer Krank-heit starb. Ich hatte das siebente Jahr noch nicht vollendet und stand dieser Marie, die etwa zehn

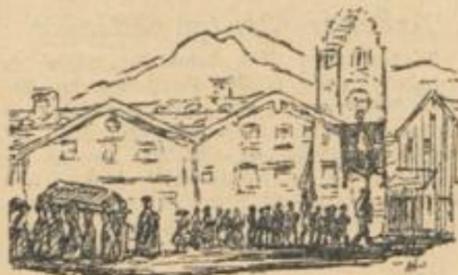


Lenze gesehen haben mochte, nicht nur gänzlich gleichgültig, sondern wie allen Mädchen, als wilder Junge fast verachtend gegenüber. Weder verkehrte ich im Hause ihrer Eltern, noch hatte ich je mit ihr gespielt oder auch nur eingehender geplaudert. Ich wußte nur, daß sie da war und sah hin und wieder ihr nichts sagendes rot-wangiges Schulmädchen-gesicht in der Schar ihrer Freundinnen. Erst als ich erfuhr, daß sie in der Nacht gestorben sei, erwachte bei mir — mehr an dem Vorfall als an dem Menschen — das Interesse.

Erinnernd, sehe ich mich mit einigen Jungen der Kameradschaft wie so oft müde und abgehegt vom Spiel auf einer Bank am Seeufer sitzen und ins sonnige Gefirde des leise bewegten Wassers blicken. Da mochte einer den Vorschlag: „Kommi, schau wir das Mariedel an, sie ist schon aufgebahrt.“ Einverstanden und neugierig näherten wir uns dem Sterbehause. Ein Bild durch das Ladenfenster zeigte mir den Kaufmann über seine Bücher gebeugt, seine Frau Kunden bedienend, ganz wie alle Tage. Aber heute standen beide Flügel des schweren Haustores offen. Risten und Sachhaken, die gewöhnlich im Flur den Weg verstellten, waren ins rückwärtige Magazin geschafft worden. Mit Lärm und Beischenthalten kam gerade wieder ein hoch-beladenes Botenfuhrwerk an. Wir trampelten die frisch gepuhte Treppe hinauf bis zum zweiten Stock, dann, vom Jint- und Rosinengeruch des alten Handelshauses begleitet, durch einen schmalen Gang, an dessen Ende die gute Stube lag. Sie war für die Tote hergerichtet worden. Beim Eintreten sah man zuerst nicht viel mehr als einige brennende Kerzen, denn man war noch ans Sonnenlicht von draußen gewöhnt, und durch das Abschließen der Fensterläden war der Raum gleichsam zu einer spärlich erleuchteten kleinen Kapelle geworden. Hier lag auf erhöhtem Bett mit halbfigendem Oberkörper die Leiche. Sie war im weißen Kleidchen voll Spizen, Blumen und kleinen Heiligenbildchen ganz wunderherrlich an-zusehen.

Mein Knabenhafter innerer Tumult mochte einer Verlegenheit Platz. Das schien mir doch gar nicht das Mariedel, das ich kannte, zu sein?! Das war ein kleines, fremdes Gesicht wie aus Wachs, die dunkleren, gelben Lider deckten nur zur Hälfte die Augäpfel, in deren Feuchtigkeit die schwelenden Kerzenflammen einen Schimmer von Leben her-vorriefen. Unverwandt, mit größter Aufmerksam-keit sah ich hin, und es entging mir nichts. Das dunkelblonde Haar war tief in die Stirn gekämmt

und gerade abgesehnt. Vor dem Bett stand mit Kränzen behangen ein Beischemel, an den Wänden des Zimmers sah man Alltagsgegen-stände, eine verdeckte Nähmaschine, Schränke, worauf sich Bläser mit Dunstabst befanden, was in seltsamem Gegensatz zu dem altarähnlichen Puz des Paradebetts stand. Mir war sehr bekommen zumute vor dieser ersten Leiche, der ich gegen-über trat, und ich blickte mich etwas bange nach den beiden Kameraden um, die das Totenzimmer schon wieder verlassen hatten und gerade draußen von einer alten Frau jeder eine Scheibe Brot er-hielten; so verlangte es der Brauch; es lag sehr viel abgesehntenes Brot für die Besucher in zwei Schüsseln bereit. Diese Frau, es war die alte hausmagd, kam nun mit Frau Gadenstätter, der gerade erschienenen Hebamme des Dorfes, herein, und ich hörte die weinerlich-geschäftsmäßigen Reden der beiden hinter mir. Die Magd erzählte der anderen von dem qualvollen Todestampf in der vergangenen Nacht, wie es dann erst gegen Morgen zu Ende gegangen sei, und daß der Leiche beim Anziehen Kleider, Strümpfe, alles zu kurz gewesen sei. „Ja, die Toten machen“, sagte die Hebamme, und mir ward da auf einmal ganz schaurig zumute. Nun bemerkten mich die beiden, und die Magd wandte sich zu mir mit den Worten: „Wißt dem Mariedel ein Weibbrunn gehen?“ und hielt mir ein geschliffenes Glas mit geweihtem Wasser hin, in dem ein Buchsbaum-zweiglein steckte. Ich besprengte die Tote kräftig, das meiste traf die wie zum Gebet fest ge-krümmten Händchen, ein großer Tropfen rann jedoch wie eine Träne über das unbegreiflich schöne Gesicht, dessen vollen Zauber ich jetzt erst bemerkte. Ich stand wie gebannt, diese Leiche war sonderbar anziehend und zugleich grauenhaft in ihrer Unnahbarkeit. Von draußen riesen die Freunde; da drückte ich mich aus dem Zimmer, wie betäubt durch den schweren Duft der Blumen und Wachskerzen und einen aufdring-lichen Geruch, der nur von dem Leichnam selbst ausgehen konnte. Am übernächsten Tage war das Begräbnis des armen Mariedel. Sämtliche Schulkinder Knaben und Mädchen, wohnten ihm bei. Wir gingen in langer Reihe vor dem Sarg her und hatten auch eine Fahne, welche der stärkste von uns, ein ausgeschlossener Bauernjunge, selbst-bemüht trug. Noch klingt mir das immer wieder-holte, schrille Ableiern des Vaterunsers und des englischen Grußes im Ohr. Den nachhaltigsten Eindruck machten mir aber die unverständlichen lateinischen Gebete des Priesters an der Grube und ganz besonders das „Meine Geliebte“, diese



hellen, etwas disharmonischen, gleich einem über-menschlichen Wimmern klingenden Glocken, die mich heute noch, so oft ich sie höre, sogleich in die schwermütigste Stimmung versetzen. Auf die Glorie der Aufbahrung war nun also die tiefe Grube in der Erde, das schreckliche Ende der Totenruhe, die schweren Schollen, die polternd auf sie geworfen wurden, gefolgt. Ich konnte es nicht fassen, daß das harmlose, vor kurzem noch lebendige Mariedel eine solche Verwandlung, ein so dunkles Gesicht durchmachen mußte, während wir anderen alle warm und behaglich auf der Welt blieben. Ich dachte, auf irgendeine ge-heimnisvolle Weise müsse die Tote alles fühlen, was mit ihr geschieht, und ich quälte mich mit unaussprechlichem Mitleid und flüsterte abends in meinem Bett heimliche heiße Liebesworte für die Verklärte, die mir nun in der Erinnerung immer herrlicher erschien. Die Gedanken an sie konnte man nicht loswerden. Ich litt. Ich stellte mir vor, wie bei Regengüssen das Wasser allmählich durch die Erde sickern, in den Sarg eindringen und das engelhafte Wesen darin beschmutzen müsse. Ja, ich konnte sogar meinen, was sehr selten vorkam. — Es mußte etwas geschehen; das Mariedel sollte ganz und gar von meiner auf-richtigen Bewunderung und Treue überzeugt werden — denn — wie leid tat sie mir! In der schaurigen Einsamkeit, tief in der kalten Erde! Herausgerissen aus der bunten Gemeinschaft mit Eltern, den Geschwistern und anderen Kindern!

Jetzt spürte ich bittere Reue, daß ich mich um die Verstorbene in ihren gesunden Tagen nie ge-kümmert hatte, ich hatte sie leider nie, nie auch nur im geringsten beachtet. Unwiderbringliches hatte ich da verfaumt, und jetzt war das Mariedel eifrig zu mir!

Ein wirkliches Opfer wollte ich bringen! Nun befaß ich schon seit langem einen „Schah“. Er lag in einer festen Schachtel und bestand aus dem abgedrohenen, vergoldeten Henkel einer chine-sischen Vase als Hauptstück, einem Kottillonorden, den mir meine Mutter geschenkt hatte, verschie-denen Abzeichen eines Zimmerschützenklubs, so-wie einem Salzfläschchen aus geschliffenem Rubin-glas. Dann war da noch ein General in hecht-grauer österreichischer Uniform mit Schärpe und grünem Federbusch, den mein Vater einmal kunst-voll für mich gemacht hatte, und den ich sehr hoch schätzte, endlich eine Anzahl meiner eigenen besten Malereien. Das also war der Schah, und ohne daß er je von Räubergelüsten bedroht gewesen wäre, wurde er von mir doch immer wieder an meiner Ansicht nach noch sicherem Orte versteckt. Das eine Mal lag er unter dem Sitzbrett einer austrangierten alten Kutsche, dann wieder in einem hohlen Weidenstomme von Schutt völlig bedeckt, überall nur wenige Tage. Dieses Kostbarste und Schönste, was ich befaß, wollte ich der Toten schenken.

Es war etwa zwei Wochen nach dem Begräb-nis und mein Vater war dienstlich verreist. Der Abend war da, ich hatte mein Butterbrot ver-schlungen und sollte zu Bett gehen. Da bat ich meine Mutter um die Erlaubnis, noch einmal in den Garten zu gehen, um in der Dämmerung Nachtschmetterlinge zu fangen. Die Falter schwär-men zu solcher Stunde um die Blumen. Meine Bitte wurde für dies eine Mal gewährt, Augen-scheinlich freute sich meine Mutter, daß ich die alberne Furcht der meisten Kinder vor der Finster-nis nicht teilte. Ich sollte beim Wiederkommen anläuten, dann werde mir das Haustor geöffnet.

Nur wenig beschwert durch meine Ratlose stürzte ich gleich davon, holte den Schah — er befand sich gerade unter der Stiege zum Haus-speicher in einem verlassenen Taubenkloß, über-kletterte damit den Zaun zum nachbarlichen Pfarrgarten, um so unbemerkt und auf dem kür-zesten Wege in den ganz nahe gelegenen Friedhof zu kommen. Die Dämmerung war weit vorge-schritten, die zahllosen kleinen Kelken, die auf den Gräbern blühten, strömten einen bewuschenden Duft aus. Nur die Gedenksteine auf den vor-nehmern Bürgergräbern schimmerten heller, sonst war alles undeutlich, aber ich fand sofort die für mich so bedeutungsvolle Ruhestätte der Geliebten. Sie befand sich hinter dem Beinhaus, knapp neben dem eigentlichen Familiengrabe, in dem eine Reihe mir unbekannter, früher verstorbener Glieder ihrer Sippe lagen. Mit Hilfe eines kleinen Bretthens, aber hauptsächlich mit den bloßen Händen, machte ich nun hastig ein Loch. Es mußte ja alles so heimlich und möglichst geräusch-los geschehen, aber in dem weichen, vor kurzem erst aufgeschaukelten Erdreich gelang es mir leicht, eine genügend große Höhlung für meine Schachtel herzustellen. Heute habe ich noch deutlich das bange Herzklopfen und Würgen im Hals bei meiner Arbeit im Gedächtnis; in tieffter Erregung flüsterte ich: „Du Verlassene, du ganz Ver-lassene!“ Als ich fertig war, glättete ich noch



etwas die Spuren meines Tuns und inzwischen war auch das letzte Zwielflicht einer fast völligen Dunkelheit gewichen.

Da hörte ich Schritte. Es führte vom See aus ein Fußweg mitten durch den Friedhof um die Kirche herum auf den Marktplatz. In der Rich-tung des Geräusches sah ich einen kleinen Licht-punkt und erriet sofort, daß es die glimmende Zigarre eines Menschen sei, der gleich bei mir vorbeikommen mußte, und trotz der eben erst durchgemachten gefährlichen Ergriffenheit ludte es mich schon wieder, die seltsame Lage zu einem

meiner Jugendstreiche zu nützen. Sanft ließ ich mich ins hohe Gras neben dem Hügel des Mariedel gleiten und war jetzt nur durch eine Gräberreihe getrennt von dem Pfade, auf welchem der Mann, vielleicht etwas bezechet, unsicher daher-torkelte. Da lag ich ruhig am Boden, und gerade als er mir am nächsten war, rief ich mit verhal-tenener, flüsternder Stimme: „Pst, pst, komm her zu mir“. Gott, wie überrascht war ich, als die dunkle Gestalt heulend aufschrie, entsetzt die Zi-



garre fortstieberte und in rasender Flucht den Weg zum See zurückrannte. Im Stockfinstern begab ich mich dann nach Hause. Meine Mutter schlief bereits, das wartende Dienstmädchen öffnete mir das Tor.

Seit der Schah so gut untergebracht war, spürte ich, daß mich ein gleichsam körperliches Band an die über alles geliebte Tote knüpfte. Wohl war sie für unser irdisches Auge für immer verschwunden, in meiner glühenden Einbildungs-kraft war sie da, sah ich sie vor mir in ihre Schleier gehüllt, zum Greifen nahe und geheim-nisvoll lockend. Trennten mich doch nur ein paar Meter Erde von Mariedel und ich konnte mich ans Grab schleichen, so oft ich wollte, niemand störte mein einfaches Gedankenpiel.

So vergingen drei Monate, bis das Fest Aller-seeelen, jener allen Verstorbenen gewidmete trau-rige Erinnerungstag herankam. Die ganze Nacht vorher fiel Schnee, der dann zum größten Teil wieder weglautete, und auf den Wegen große Lachen und viel Schmutz hinterließ. Jminerhin konnte man noch einige hastige Schneeball-scharmügel ausfechten.

Nach Tisch gingen meine Eltern mit mir und der sonntäglich gepuhten Schwester auf den Kirch-hof, um die geschmückten Gräber anzusehen. Ich spähte sofort nach dem einzigen, das für mich in Betracht kam, ja mein Heiligtum war. Am Holz-kreuz hing ein Kranz von Herbstkorn mit einem schwarzen Flor, und der kleine Hügel war mit Schneebereiten sauber geziert. In der Mitte flammte aus einer Grablaterne ein düsteres Licht. Da presste mir ein Entsetzen jäh das Herz zu-sammen. Neben dem Grab, in den Schmutz ge-treten, erblickte ich eine meiner Hauptkostbar-keiten, den prächtigen Kottillonorden. Blühschnell wurde mir das Schreckliche klar. Das verborgene Gut war durch einen Gärtner oder sonst jeman-den, der den Erdhügel für das Totenfest her-gerichtet, entdeckt worden! Fieberhaft suchte ich weiter!

An der Friedhofsmauer befand sich durch einen Pflanzenzaun abgetrennt ein kleines Stück un-geweihtes Land; es war mit Brennesseln und anderem Unkraut dicht bestanden; da wurden die ungetauften Frühgeburten, amputierte Glieder, sowie die Leichen der Selbstmörder, die man aus dem See fischte, vercharrt. Hier fand mein starrer Blick sehr bald die anderen kläglichen Reste des Schahes: keine Stücke des prachtvollen Vasen-henkels, einen vergoldeten kleinen Doppelsädel, einen Hirsch an schwarzgelbem Band mit win-ziger Schießscheibe, dann völlig zertrümmert und durch die Risse verdorben das Päckchen mit meinen mühsamen Malereien, und endlich den abgerissenen Kopf des von meinem Vater für mich so schön gemalten Generals.

